

# **E & EWALD EWALD**

**Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst**

**Ausgabe 17  
2012**

## WO WOHT DIE FREIHEIT IN DER KIRCHE?

Ja, wo wohnt sie, wo läßt sie sich finden und schmecken? Viele stellen diese Frage und zwar meist mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Pathos: Wo wohnt die Freiheit in der Kirche? Dabei ist die Antwort so einfach. Neiget Euer Ohr und ich will Euch kund tun! Also: Wo wohnt die Freiheit in der Kirche? Respondeo: Ganz hinten!

Ganz hinten, da wo gestandene Männer stehen – wie ja schon das Wort gestandene Männer nahe legt – und sich nicht in Bänke zwingen und zwängen lassen. Ganz hinten, wo – wie übrigens im Konzertsaal auch – immer die Schwerhörigen sitzen und sich lautstark beschweren, daß sie nichts verstehen, oder doch zumindest aufgrund des kaputten Hörgerätes lautstark schreiend flüstern.

Hinten, wo man zu spät kommen darf und wo es üblich ist, daß man schon nach dem Vaterunser geht. Dort sitzt einer die ganze Messe lang träge herum, aber hier darf auch der Tradi die ganze Messe knien. Keiner guckt den anderen schief an, weil hier der Gott der Freiheit angebetet wird, der uns aus Ägypten dem Hause der Knechtschaft, Bürgerlichkeit und Bevormundung heraus geführt hat und uns trockenen Fußes durch das Rote Meer geleitet hat.

Hier trifft die polnische Großfamilie die afrikanische Großfamilie. Keiner kennt sich, keiner kann den anderen verstehen. Aber alle fühlen sich eins in der unendlichen Freiheit der einen Kirche.

Hier hinten, wo der Charismatiker auch schon mal die Hände erhebt, wo Du auf dem Boden knien oder eine Proskynese vollführen darfst, während dein Nachbar den Rosenkranz betet.

Kurz gesagt: Hinten, wo sich der ganze beklopte Zoologische Garten des Lieben Gottes trifft, sich versammelt, sich sein wöchentliches Stell-Dich-ein gibt, seinen Festkommers abhält.

Hinten – da wo ich sitze, stehe oder knie, wie es mir eben gerade so gefällt, während ich dem schaudererregenden Mysterium der Fleischwerdung Christ beiwohne und der junge Kerl neben mir die Mädchen angafft. Oder vielleicht war es sogar gerade andersherum! Wo ich schon mal statt der Predigt zu lauschen, lieber im Gebetbuch oder im mitgebrachten hebräischen Psalter lese. Hinten, wo ich Teil des bekloppten Zoos sein darf und gerne bin.

Fürwahr, hier wohnt die Freiheit und birgt mich – nein, birgt uns – mütterlich unter dem Schatten ihrer Flügel!

Deo gratias – Hallelujah – Hallelujah!

## GOTTES SOHN

Mit der Lehre von Jesus von Nazareth als dem Sohn Gottes treten wir ein in das Geheimnis der Dreifaltigkeit. Den Glauben an den *einen* Gott teilen Juden und Muslime mit der Kirche. Der Glaube an den Sohn (und den Heiligen Geist) bildet den entscheidenden Unterschied. Was glaubt die Kirche von Jesus? Was sagt er selbst über sich?

„Jesus aber rief aus: Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, und wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat. Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe.“ (Joh. 12, 44-46)

Jesus ist nicht nur ein Prophet, nicht nur ein besonderer, spiritueller, heiliger Mann. Er hat zwar durchaus eine Botschaft. Und diese ist auch wichtig – natürlich. Doch zuallererst ist er die Botschaft. Es geht nicht nur darum, *ihm* zu glauben, sondern – vor allem – *an ihn* zu glauben. Denn er ist der „heruntergekommene Gott“. (Bischof Klaus Hemmerle) Die Botschaft ist, daß er gekommen ist, daß er da war (und, wie wir sehen werden, noch ist); daß Gott (genauer: seine zweite Person) Mensch geworden ist, als Mensch gelebt, als solcher gesprochen und gewirkt hat, daß er gestorben ist. Die Auferstehung besiegelt dieses Wunder, daß dieser Mensch Jesus von Nazareth wirklich Gott ist.

In Jesus ist die Verheißung Jesajas erfüllt:

„Sagt den Verzagten: Habt Mut, fürchtet euch nicht! Seht, hier ist euer Gott! Die Rache Gottes wird kommen und seine Vergeltung; er selbst wird kommen und euch erretten“ (Jes. 35, 4).

Gott selbst ist in Jesus von Nazareth gekommen. Dieses Geheimnis gilt es zu ergründen, zu betrachten – ein ganzes christliches Leben lang.

## **I. HINGABE DES SOHNES AUS LIEBE**

Jesus sagt über sich:

„Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird. Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er an den Namen des einzigen Sohnes Gottes nicht geglaubt hat.“ (Joh. 3, 15-18)

Gott hat seinen Sohn hingegeben. Wenn wir in unserem Glauben „Opfer“ sagen, sollten wir immer „Hingabe“ denken. Denn das Wort Opfer ist für uns heute negativ besetzt: Es steht für unnötigen, sinnlosen Verlust wie z. B. das Kriegs- und das Unfallopfer.

Der Sohn ist gegeben – uns und dem Vater: Er ist Gottes Gabe an uns – die Gabe ist Gott selbst. Und er hat sich ganz in die Hände des Vaters gegeben („Dein Wille geschehe“ – „In deine Hände lege ich mein Leben“), hat betend gelebt, ist betend gestorben.

Das ist ein Liebesgeschehen. Und dieses Liebesgeschehen ist unsere Rettung, die Erlösung.

## **II. WAS DIE KIRCHE VOM SOHN GLAUBT UND BEKENNT**

### **1. DER EWIGE, UNERSCHAFFENE SOHN:**

Im nizänokonstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis bekennt die Kirche vom Sohn Gottes:

„Und (ich glaube) an den einen Herrn Jesus Christus,  
Gottes eingeborenen Sohn,  
aus dem Vater geboren vor aller Zeit:  
Gott von Gott,  
Licht vom Licht,

wahrer Gott vom wahren Gott,  
gezeugt, nicht geschaffen,  
eines Wesens mit dem Vater;  
durch ihn ist alles geschaffen.“

### **a) Präexistenz**

Der „eingeborene“, d. h. einzige (*unigenitus*, nicht *indiges*) Sohn existiert „vor aller Zeit“: da ist er aus dem Vater geboren. Da diese Geburt „vor aller Zeit“ geschah/geschieht, müssen wir, die wir in der Zeit leben, sie aus unserer zeitlichen Sicht als einen andauernden Vorgang denken – sie hat keinen Zeitpunkt. Der Sohn geht also sozusagen ständig, fortwährend aus dem Vater hervor. Die Geburt, von der wir hier sprechen, ist also nicht die aus der Jungfrau Maria. Diese „Geburt“ ist Wesenseigenschaft Gottes (der Vater „gebirt“, der Sohn wird „geboren“).

### **b) Wesenseinheit**

Der Sohn ist mit dem Vater gleich ewig: Er ist Gott von Gott, Licht vom Licht. Er ist Gott, wie der Vater. Sie sind mit dem Heiligen Geist *ein* Gott. Hier wird unsere Vorstellungskraft gesprengt. Der Vater ist der eine Gott, insofern er Zeuger des Sohnes und Schöpfer der Welt ist. Der Sohn ist der eine Gott, insofern er Gezeugter des Vaters und Erlöser der Welt ist. Auch der Evangelist Johannes bezeugt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und *das Wort war Gott.*“ (Joh. 1, 1)

Der Sohn wird nicht nur aus dem Vater geboren, sondern auch von ihm gezeugt. D. h. sein (nichtzeitlicher, ewiger) Ursprung ist der Vater. Er ist nicht geschaffen, weil alles Geschaffene einmal nicht war und damit vom ewigen Gott radikal unterschieden ist. Der Sohn aber ist ewig und damit von allen Geschöpfen unterschieden. Darum ist er vom Vater „gezeugt, nicht geschaffen“.

### c) „Durch ihn ist alles erschaffen“

Das Glaubensbekenntnis sagt, daß alles durch den Sohn geschaffen ist. Der Sohn ist das „Prinzip“, der „Sinn“, der „Plan“, die „Methode“, die Wirkweise des Vaters. Johannes nennt ihn den Logos (= das Wort, den Sinn [Joh. 1]). D. h. die zweite Person Gottes hat ihre „Aufgabe“ nicht erst in der Menschwerdung und Erlösung übernommen. Christus war vom Ursprung her beim Vater, der immer durch ihn handelt.

## 2. DER MENSCHENSOHN, IN DIE ZEIT GEKOMMEN

Weiter heißt es im Glaubensbekenntnis über den Sohn:

„Für uns Menschen und zu unserem Heil  
ist er vom Himmel gekommen,  
hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist  
von der Jungfrau Maria  
und ist Mensch geworden.“

Christus ist die Erfüllung der Verheißungen Gottes. Schon nach dem Sündenfall, als Adam und Eva die ursprüngliche Einheit mit Gott aufgaben, verhiess Gott den kommenden Sieg über das Böse:

„Da sprach Gott, der Herr, zur Schlange: ... Feindschaft setze ich zwischen dich und die Frau, zwischen deinen Nachwuchs und ihren Nachwuchs. Er trifft dich am Kopf und du triffst ihn an der Ferse.“ (Gen. 3, 14f)

Der Ursprung des Bösen in der Welt ist die Sünde. Gott ließ sie zu, weil er dem Menschen auf keinen Fall die Freiheit nehmen wollte – anders wäre Liebe nicht möglich. Und – für uns so schwer zu verstehen – er nimmt dafür die Sünde, das Böse und unendlich viel Leid in Kauf.

Nach den Evangelien (Stammbäume bei Matthäus und Lukas) ist Jesus der Sohn Adams und Evas, der Sohn Abrahams, der Sohn Davids: alle sind Träger der Verheißungen Gottes. In Christus erfüllt Gott diese Verheißung des Heils, des Sieges über das Böse.

Christus ist das Wort, das unter uns gezeltet hat. (Joh. 1, 14) Er „hat Fleisch angenommen“, schreibt Johannes und be-

kennt die Kirche. Das ist der „Skandal“: Viele Religionen verstehen die menschliche Seele als im Leib gefangen; Fleisch ist schlecht. Doch das Christentum bekennt: Gott hat alles (also auch uns Geist-Fleisch-Wesen) geschaffen und für gut befunden. Und Gott hat sogar dieses unser Fleisch, unser Menschsein angenommen: Er wollte Mensch sein, unser Bruder, wollte uns heiligen durch seine Inkarnation („Einfleischung“). Die „Sippenhaft“ der Erbsünde wollte er beenden, indem er selbst diese Last auf sich nahm und ans Kreuz trug, um sie zu vernichten. Nur er hatte die Macht, weil er Gott war. „Durch“ sein Fleisch hat er die Erlösung bewirkt:

„Er hat uns den neuen und lebendigen Weg erschlossen durch den Vorhang hindurch, das heißt durch sein Fleisch.“ (Hebr. 10, 20)

### **3. FÜR UNS GEOPFERT:**

Das Glaubensbekenntnis sagt bemerkenswerterweise nichts über das Wirken Jesu vor seinem Tod, nichts von seinen Heilungen und Wundern, nichts von seinen Worten. Alles das ist sozusagen nur „deutendes Vorspiel“ zu dem, was nun gesagt wird:

„Er wurde für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus, hat gelitten und ist begraben worden, ist am dritten Tage auferstanden nach der Schrift und aufgefahren in den Himmel.“

„Für uns“ – sein Tod ist also zu etwas gut. Er ist Heilsopfer, Hingabe zu unserem Heil. Was geschieht hier? Der Sohn, der unsere Menschheit angenommen hat, bringt sein Leben dem Vater dar und haucht seinen Lebensgeist in diese Welt. Er gibt sich dem Vater – und damit uns, seinen Brüder und Schwestern – und macht damit der „Sippenhaft“ der Erbsünde ein Ende. Das ist für uns heutige Menschen schwer zu begreifen, denn was kann ich für die Sünde meiner Vorfahren? Wollte Gott mich dafür bestrafen, wäre das ungerecht. Und dennoch tragen wir an der Sünde – auch an der unserer Vorfahren. Wir erfahren die Macht des Bösen ganz real – und auch in uns, auch gegen unseren Willen und ohne unser Zutun. Wenn die



Bibel sagt, daß der Tod der Sold der Sünde sei, dann können wir das so verstehen: Alles Übel ist nicht von Gott, es kommt letztlich aus unserer Entscheidung gegen (oder ohne) Gott – und aus der unserer Vorfahren. Dem macht der Sohn ein Ende, in dem er Haß, Verleumdung, Lüge, Schläge, Hohn, Leid, Einsamkeit und Tod auf sich nimmt. Damit wird er zum Lamm (Opfertier) Gottes, das die Sünde der Welt trägt.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Vater (Lk. 15, 11-32) wurde das „Evangelium im Evangelium“ genannt, weil Christus uns hier deutlich macht, daß Gott mit ganzem, väterlichen Herzen für uns ist, daß er sich freut über die Umkehr und dem Sünder entgegengeht. Es ist also zunächst wirklich das „Gleichnis vom barmherzigen Vater“.

Es ist auch das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“, Bild für den heimkehrenden Menschen – und Bild für den die Menschheit heimholenden Christus. Das Erbteil, das der Sohn vom Vater erbittet, ist die Menschheit: Christus spricht ja von den „Menschen, die du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 6.9) Wie der verlorene Sohn ein Leben der Sünde führt und unter den Schweinen landet, so geht Christus unter die Sünder (Bußtaufe am Jordan), nimmt sich ihrer an und landet in Leid und Tod.

Wenn der verlorene Sohn sagt: „Ich will heimkehren und sagen: Vater, ich bin nicht mehr wert dein Sohn zu sein“, dann deutet das auf die Gottesferne, in die der Sohn gegangen ist: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ – So spricht ja Gott zu sich selbst; der entäußerte, heruntergekommene Gott. Gott zerreißt sich sozusagen aus Liebe zu uns, er geht selbst in die Gottesferne, um uns heimzuholen. Gott macht sich selbst zum „verlorenen Sohn“: Er hat sich aus freiem Willen dem Leiden unterworfen – zu unserem Heil. Genau in diesem „Hinausgehen“, „Herunterkommen“ ist er der Sohn. So verheißt es schon geheimnisvoll der Psalm 2:

„Ich selber habe meinen König eingesetzt am Zion, meinem heiligen Berg. ... Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt. Fordere von mir, und ich gebe dir die Völker der Erde zu Erbe, die Enden der Erde zu Eigentum.“

Das Kreuz ist darum das Zentrum unseres Glaubens. Hier, auf dem Zion (oder wenigstens in seiner Nähe), wird er als

König eingesetzt (verspottende „Krönungszeremonie“ durch die Heiden, Kreuzesinschrift: „Der König der Juden“). Christus gibt sich in die Hände des Vaters. Er nimmt dabei als Menschensohn die Menschheit mit. Seine Hingabe dient uns: Er nimmt uns durch sein Opfer mit zum Vater: „wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle zu mir ziehen.“ (Joh. 12, 32)

Darum ist die Eucharistie – wie das Kreuz – Zentrum unseres Glaubens, Quelle und Höhepunkt des christlichen Lebens: Sie ist Feier dieses Opfers – wir opfern uns, d.h. geben uns mit hinein in die Hingabe des Sohnes.

„Sieh her auf die Opfertgabe, die du selber deiner Kirche bereitet hast, und gib, daß alle, die Anteil erhalten an dem *einen* Brot und dem *einen* Kelch, *ein* Leib werden im Heiligen Geist, *eine* lebendige Opfertgabe in Christus zum Lob deiner Herrlichkeit.“ (IV. Meß-Kanon)

Wenn wir eine lebendige Opfertgabe zum Lob der Herrlichkeit des Vaters werden und sind, dann bedeutet das: Wie er geben wir uns dem Vater hin (Glaube, Vertrauen, Hoffnung, Gebet). Wie er geben wir uns aber auch den Menschen hin (Liebe, gute Werke, Verkündigung des Evangeliums). Dazu ist die Kirche da.

Um in das Opfer Christi einzugehen, um mit ihm eins zu werden, werden wir getauft. In der Taufe werden wir Glieder am Leib Christi, Reben an ihm, dem Weinstock. Wir werden auf seinen Tod getauft, um mit ihm aufzuerstehen.

Wir bleiben an seinem Leib, er vertieft diese Bindung in der heiligen Messe und Kommunion: In der Messe wird er als der Gekreuzigte gegenwärtig. Wir empfangen seinen geopferten Leib und sein Blut, damit er in uns bleibt.

Auch unser Gebet dient diesem Eins-sein: So beten wir z. B. den Rosenkranz, um sein Leben zu betrachten, ebenso den Kreuzweg. So verbinden wir uns immer mehr mit ihm.

In all dem folgen wir seinem Rat: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch.“ (Joh. 15, 4)

## **Exkurs: „Für alle“ – „für viele“**

An dieser Stelle liegt es nahe, eine Bemerkung zur Übersetzung der Wandlungsworte zu sagen, näherhin des Kelchwortes. Wir sind im deutschen Sprachraum gewohnt, daß es heißt: „Mein Blut, das für euch und für *alle* vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Im Lateinischen steht da: „pro multis“ – „für viele“. Die Übersetzung wird im nächsten Meßbuch korrigiert.

Aber ist Christus denn nicht für alle gestorben? So fragen viele. Oder ist er nur für viele gestorben? Gehöre ich dann dazu?

Wenn man die Evangelien ganz liest, besteht kein Zweifel, daß Jesus seinen Tod zum Heil aller Menschen auf sich genommen hat. Dennoch sagt er beim Letzten Abendmahl „für viele“. Was bedeutet das? Wir kommen der Lösung auf die Spur, wenn wir uns bewußt werden, daß Gott den Menschen mit Freiheit ausgestattet hat und daß er dem Menschen diese Freiheit um keinen Preis nehmen will, weil nur der wirklich lieben kann, der frei ist.

Christus ist wirklich für alle gestorben. Aber ob wir dieses Heil annehmen, liegt an uns, liegt in unserer freien Entscheidung. Der Herr sagt „für viele“, um zu zeigen, daß Gott unsere Freiheit respektiert. Wir hoffen natürlich, daß alle die Erlösung annehmen und gerettet werden. Aber solange wir noch nicht im Himmel sind, ist das offen – um unserer Freiheit willen.

## **4. DER HERR DER HERRLICHKEIT:**

„Er sitzt zur Rechten des Vaters  
und wird wiederkommen in Herrlichkeit,  
zu richten die Lebenden und die Toten;  
seiner Herrschaft wird kein Ende sein.“

Christus ist noch am Werk. Er ist zwar heimgekehrt, bleibt aber in der Kirche gegenwärtig:

Er, das „Haupt“, sitzt zur Rechten des Vaters, d.h. der Menschensohn ist unser Fürsprecher und Anwalt. In der christlichen Bildkunst wird das manchmal so dargestellt, daß der Sohn dem Vater seine Wunden zeigt: Das Opfer, das der Sohn dargebracht hat zu unserem Heil, spricht für uns. In der Offenbarung des Johannes wird darum Christus beim Vater als das Lamm beschreiben, das geschlachtet ist: ein Bild der Sühne.

Wir, die „Glieder“, sind von ihm aber auf der Erde nicht alleingelassen: Durch den Heiligen Geist ist er uns näher, als in seinen Erdentagen. So ist die Verheißung erfüllt: „Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, daß ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Gebote achtet und sie erfüllt.“ (Ez. 36, 27) Christus läßt uns nicht allein:

„Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten. Und ich werde den Vater bitten und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll. Es ist der Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr aber kennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird. Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen, sondern ich komme wieder zu euch. Nur noch kurze Zeit, und die Welt sieht mich nicht mehr; ihr aber seht mich, weil ich lebe und weil auch ihr leben werdet. An jenem Tag werdet ihr erkennen: Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir und ich bin in euch.“ (Joh 14, 15-20)

So wird im IV. Meß-Kanon gebetet:

„Damit wir nicht mehr uns selber leben, sondern ihm, der für uns gestorben und auferstanden ist, hat er von dir, Vater, als erste Gabe für alle, die glauben, den Heiligen Geist gesandt, der das Werk deines Sohnes auf Erden weiterführt und alle Heiligung vollendet.“

In der Kirche bleibt der Sohn gegenwärtig auf dieser Erde: „Da schreitet Christus durch die Zeit in seiner Kirche Pilgerkleid“ (GL 249, 4). Die Kirche ist also der Leib Christi auf Erden. Wir sind dabei noch Teil der „streitenden“ Kirche, d.h. wir haben teil an seiner Entäußerung, seiner Gottesferne, seinem Erlöserleiden. Paulus schreibt:

„Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt.“ (Kol. 1, 24)

Was aber könnte an den Leiden Christi noch fehlen? Natürlich nichts, was ihre Kraft und universale Gültigkeit angeht. „Denn durch ein einziges Opfer hat er die, die geheiligt werden, für immer zur Vollendung geführt.“ (Hebr. 10, 14)

Was noch fehlt und wo unsere Leiden noch etwas ergänzen können, ist die Annahme der Erlösung durch alle Menschen: Wir verkünden diese frohe Botschaft, damit alle sie erfahren und zum Glauben kommen. Das Martyrium unzähliger Christen – auch und gerade heute – folgt ja eben daraus, daß sie an den Sohn glauben. Und auch unser Einsatz, manch verächtliche Bemerkung, die wir wegen unseres Glaubens erfahren, ehrenamtlich investierte Kraft und Zeit im Geist Christi sind Ergänzungen am Leiden Christi im Dienst der Verkündigung.

Am Ende wird Christus alles vollenden. Er wird Lebende und Tote richten und seine ewige, unumschränkte Herrschaft aufrichten. Gericht meint Gerechtigkeit: Kein Leid wird vergessen, keine Bosheit bleibt ungesühnt. Das ist Voraussetzung für echten Frieden. Es geht beim Gericht aber nicht um Rache. Es geht um „Richten“, Richtigmachen. Er, der Erlöser, wird allen, die an ihn glauben, allen also, die es „zulassen“, nehmen, was sie noch an der Teilnahme an der göttlichen Freude hindert, und ergänzen, was ihnen dazu noch fehlt – in der Kraft seiner Hingabe, seines geopfert Lebens.

## FREIHEIT

Was ist Freiheit, was ein freiheitlicher Staat?

Jemand könnte sagen, der freieste Staat sei eine Diktatur, denn niemand sei freier als ein Diktator. Sicher, er mag gezwungen sein, dank seiner exponierten Stellung sich ständig bewachen zu lassen; aber äußere Notwendigkeiten, die die Freiheit begrenzen, gibt es ja doch für jedermann. Und der Diktator hat Freiheit, selber zu entscheiden, bei wie weiten Kreisen der Bevölkerung er sich wie unbeliebt oder auch beliebt macht, so daß seine Sicherheit mehr oder weniger Vorkehrungen erfordert.

Aber dennoch: eben das ist es nicht, woran man denkt, wenn man einen Staat als freiheitlich bezeichnet.

Normalerweise wird unter Freiheit das Maß an Freiheit verstanden, das einem Menschen offen steht, ohne daß er, indem er seine Freiheit wahrnimmt, die Freiheit anderer einschränkt.

Was aber, wenn die Freiheit des einen die des anderen einschränkt? Die Blume, die der eine pflückt, kann kein anderer mehr pflücken, die Muschel, die der eine aufsammelt, kann kein anderer mehr dort finden. Dennoch steht auch diese Freiheit einem jeden zu, solange nicht das Allgemeinwohl – der Naturschutz etwa – dem entgegensteht.

Doch wenn verschiedene Menschen dasselbe anstreben, was aber einer nur haben kann – an Eigentum, an Stellung in der Gesellschaft, an Erfolg in irgendwelchem Wettbewerb –, so kollidieren hier Bemühungen, die in sich durchaus legitim sein mögen, einander aber ausschließen. Hier liegt es im Wesen der Sache, daß die Freiheit des einen die des anderen beeinträchtigt, ohne daß einer sich am anderen verginget.

Wenn etwa ein Händler auf dem Land einen Laden eröffnen will oder ein Arzt eine Landarztpraxis, so gesteht man ihm sicher und gerne diese Freiheit zu, auch wenn dort kein zweiter Laden mehr, keine zweite Praxis neben ihm bestehen könnte. Doch eine solche Freiheit, die jedem anderen an dieser Stelle die gleiche Freiheit nimmt, ist deshalb um so mehr dem Allgemeinwohl verpflichtet: vom Laden ist ein angemessenes Angebot zu verlangen zu Preisen, die nicht die örtliche Monopolstellung ausnutzen, vom Landarzt die nötige Fachkenntnis, Fähigkeit und Einsatzbereitschaft.

## **Wirtschaftliche Freiheit**

Freie Wirtschaft, das klingt in den Ohren des heutigen Menschen nach Laissez-faire, nach «Freiem Markt». Doch wie frei ist solch ein «Freier Markt»?

Ich stelle mir einen Unternehmer vor, der sich einem hohen Ethos verpflichtet fühlt, der etwa seine Angestellten, seine Arbeiter angemessen bezahlen will, sie keinem schwer erträglichen Druck aussetzen will, ihnen keine unbezahlten Überstunden abverlangen will, einen Unternehmer, der unnötige Transportwege, die Arbeitskosten reduzieren würden, vermeiden, der die «Umwelt», also die Natur und den Lebensraum der Menschen, die Landschaft etwa und das Stadtbild, achten will, einen Unternehmer, der seinen Kunden wirklich gute und nicht nur augenscheinlich gute Produkte liefern will. Für ihn würde es schwer, gegen eine Konkurrenz zu bestehen, die anders, mit wenig Ethos produziert und handelt. So beschädigt die Freiheit des Skrupelloseren die Freiheit des Verantwortungsbewußten.

Sicher könnte der mit den ethischen Qualitäten seiner Arbeitsbedingungen werben, doch gegen niedrigere Preise käme er damit schwerlich an. Und gute Qualität, erst recht gute Arbeitsbedingungen behaupten können auch andere, bei denen das nicht der Wirklichkeit entspricht – wenige werden die Behauptungen überprüfen, wenige nur haben überhaupt die Möglichkeit, sie zu überprüfen: im großen Ganzen wird dann doch nach dem Preis entschieden.

Sind die geringen Preise aber nicht im Sinne des Gemeinwohls?

Sicher nicht, wenn – was recht regelmäßig der Fall sein wird – die niedrigen Preise durch niedrige Löhne und Arbeitsdruck, also Einschränkung der Zahl der Angestellten und Arbeiter erzielt wird: den niedrigen Löhnen entsprechen dann eben auch geringeres Einkommen, bedrückende, gar krankmachende Arbeitsbedingungen und eine größere Zahl von erst recht armen Arbeitslosen.

Freiheit, ganz besonders die Freiheit, seinem Gewissen zu folgen, hat der Unternehmer nur, wenn die Wirtschaft so vom Staat reguliert ist, daß mit Verantwortungslosigkeit kein Vorteil zu erreichen ist. Am freiesten also ist eine wohlregulierte Wirtschaft.



## EIN HEILIGER ZÜNDELT

### EIN MANN ZÜNDET EINEN WALD AN!

Ende des dreizehnten Jahrhunderts kommt es in Norditalien zu einer Katastrophe, genau genommen in der Nähe von Piacenza, jener althehrwürdigen Römerstadt, die stolz ins Umland blickt.

Nun ist Italien – zumindest um diese Zeit – das Land mit der höchsten Zahl von gefühlten althehrwürdigen Großstädten auf engstem Raum; und so ist auch Piacenza nicht nur das edle Mitglied der italienischen Städteliga, sondern gleichzeitig, modern gesprochen, nicht viel mehr als ein Bauernkaff. Und auch die erwähnte Katastrophe ist bei genauerem Hinsehen eher ein regionaler Unglücksfall, aber nicht ohne Folgen. Doch sehen Sie selbst:

Der junge Herr Konrad ist auf der Jagd. Er pflegt das edle Waidwerk, und ab und zu ergeben sich bei diesem edlen Tun auch recht unedle Situationen. Ein Reh versteckt sich im Reisiggebüsch, rechts und links, vorne und hinten Dornen; Herr Konrad wird ungehalten – Herr Konrad verliert die Nerven – Herr Konrad läßt das Reisig anstecken. Danach geschieht der Super-GAU: Das Reisig brennt, der Wald brennt, Getreidefelder brennen, ein benachbartes Dorf brennt. Unauffällig – wie auch heute gern manch Schadensverursacher – entfernt sich Herr Konrad mit seinem Gefolge und zieht nach Haus zu seiner Frau mit dem schönen Namen Euphrosyne. Jedoch der Arm des Gesetzes ist schon unterwegs, und festgenommen wird – ein Unschuldiger. Nicht erst seit Abu Ghraib und Guantanamo wissen wir, wie einfach es ist, so einen Menschen zu freiwilligen Geständnissen zu bewegen. Dies nun führt bei

Herrn Konrad zum Sinneswandel, er stellt sich den Behörden und gibt seine Schuld zu. Nach kurzer oder mittellanger Verhandlung baut man ihm dann goldene Brücken und läßt ihn als Patrizier von Piacenza frei. Konrad (ab jetzt ohne „Herr“!) ist davongekommen – von seiner Fahrlässigkeit und von seiner Feigheit, von seinem Fehlverhalten, ist aber auch von seinem Freispruch so bewegt, daß er, und übrigens auch seine Frau, ein monastisches Leben geloben. Und so verbringt Konrad die restlichen Jahre seines Lebens als Einsiedler und stirbt hochbetagt am 19. Februar 1351.

### **EIN MANN ZÜNDET EINE WELT AN!**

Eine erbauliche Legende, ein Predigtmärlein aus dem hohen Mittelalter, aber was hat sie für uns zu bedeuten? Naja, vielleicht hängt es damit zusammen, daß das hohe Mittelalter zu dem Zeitpunkt schon ein spätes war, und jetzt wird es spannend. Die Zeit Konrads war nämlich gar nicht so anders als die unsere. Vor hundert Jahren war eine neue Welt entstanden. In Norditalien hatte sich das System der Geldwirtschaft etabliert. Die doppelte Buchführung, die bargeldlose Geldüberweisung, all dies hatte sich entwickelt, und der Handel blühte auf. Noch heute sind die wichtigen Fachbegriffe auf unseren Kontoauszügen italienisch! Durch diese neuen Möglichkeiten der Zeit fand der Geldverkehr jetzt nicht nur innerhalb der Städte statt, sondern von Genua konnte man Beträge ohne die Versendung von Bargeld nicht nur ins ferne Florenz oder Venedig, sondern auch ins Galataviertel von Konstantinopel senden; und auch die Völker – oder sagen wir lieber: die Bankiers der Völker – rückten näher zusammen. So hat denn auch Konrads Frau – wie wir bereits bemerkt haben – einen durchaus unitalienischen Namen. Doch – und dies vergisst man leicht: Reichtum muß irgendwo her stammen. Nun freilich, Armut gab es immer, aber im Rahmen dieser globalisierten Geldwirtschaft wurde an einer der Säulen der christlichen Sozialethik gesägt. Bis dahin war allen guten Christen klar: Wer für sein Geld Zinsen nimmt, und das gar noch von des Glaubens Genossen, wird in der tiefsten Hölle schmoren. Jetzt wurde man flexibler. Zwar dauerte es noch bis zum Jahre 1830, als unter Papst Pius

VIII. das Zinsnehmen auch unter Christen erlaubt wurde, doch unter dem Vorwand – oder der durchaus auch ernst gemeinten Absicht – der Hilfe für die sozial Schwachen ließ sich damals schon einiges dealen. Und so nannte man die Banken halt „montes pietatis – Frömmigkeitsberge“, und schon konnte man Wucher betreiben. Aus dieser Welt stammt der heilige Konrad, und diese Welt brach für ihn zusammen, nicht als er den Wald abfackelte, sondern als ein Unschuldiger völlig korrekt und juristisch einwandfrei geopfert wurde. Seine Konsequenz war Rückzug aus dieser Welt in die Einsamkeit.

Das kommt uns jetzt alles reichlich bekannt vor, oder? Freie Wirtschaft, Zinsnehmen unter Christen, Globalisierung, soweit stimmt alles überein. Aber welche Konsequenzen ziehen wir denn bloß daraus, oder, anders gefragt: wo gibt es nur heute noch so viel Platz für so viele Einsiedler?

**ΜΩΡΙΑΣ ΘΡΙΑΜΒΟΣ –  
TRIUMPHUS STULTITIAE  
Der Triumphzug der Dummheit**

Es war im Frühjahr 1508, als Erasmus von Rotterdam, in bester Stimmung offensichtlich, sein *Μωρίας ἑγκώμιον*, seine *Laus stultitiae* schrieb und Thomas Morus zueignete. Darin preist sich die Dummheit selber an, in einem humanistischen Latein, in das willkürlich griechische Wendungen eingefügt sind.

Achtundzwanzig Jahre hatte Erasmus noch zu leben; hätte er wohl gegen Ende seines Lebens noch so unbefangen die Dummheit persifliert?

Später dann: naïver «Skeptizismus», Wirtschaftsliberalismus, Materialismus, «political correctness» – von all dem ahnte Erasmus nichts. Hätte er gar im ausgehenden XX., beginnenden XXI. Jahrhundert noch den Gleichmut bewahrt, so locker zu spotten?

*Der Triumphzug der Dummheit sei hier in dreifacher Weise beklagt. An erster Stelle erscheinen Eindrücke von ihre Geschichte in jüngster Zeit; dann folgt ein Blick auf ihr Paradiesfeld, die Kommission. Am Schluß ist die Frage aufgeworfen, wie ein Atheist denken mag, dessen Unglaube nicht auf Dummheit gegründet ist. Darum steht dort ein Interview mit einem intelligenten Atheisten; gibt es denn einen solchen? – der Leser sehe selbst.*

## I. VERDUMMT DAS VOLK?

Unter dem Titel «Kerzen, Kunsthandwerker und Chaoten»<sup>1</sup> protokollierte Bernd Hettlage vor fünf Jahren «Das anonyme Bekenntnis eines Standbesitzers» vom Weihnachtsmarkt. Da ist zu lesen: «Dabei ist, Entschuldigung, das Niveau der Verkäufer und Verkäuferinnen im Schnitt weitaus höher als das der Kundschaft, und zwar in jeder Beziehung. ... Auch ihr [der Kunden] sprachliches Niveau sinkt von Jahr zu Jahr. „Guck mal, das Dingsda ...“. Immer mehr wissen einfachste Gegenstände nicht zu benennen. Wachs, Glas, Ton, Metall scheinen ihnen fremde Elemente zu sein. ... Auch Geschmacks- und Geruchsempfinden scheinen verwirrt zu sein, beziehungsweise Geschmäcke und Gerüche werden schlicht nicht mehr erkannt. Da wird Zimt für Vanille gehalten ...».

Vor einem Jahre interviewte Barbara Bollwahn unter der Überschrift «Märchen sind höchst aktuelle Utopien»<sup>2</sup> zwei Märchenerzählerinnen, Nina Korn und deren Tochter Katja Popow.

«Was hat sich in den vielen Jahren, in denen Sie beide Märchen und Geschichten erzählen, am meisten verändert?» Katja Popow: «Das Sprachvermögen und das Vermögen, Deutsch zu verstehen, nimmt bei Kindern rapide ab. Wir stellen seit 20 Jahren einen unglaublichen Wortverlust bei Kindern und Jugendlichen fest. Ich muß in einer dritten oder vierten Klasse davon ausgehen, daß mich 70 Prozent nicht verstehen. Sie verstehen den Sinn der Worte nicht.» Nina Korn: «Ein Mädchen ... fragte mich, ob ich ihr sagen könne, was betrübt heißt.»

«Sprechen Sie von deutschen Kindern oder von Kindern aus türkischen, arabischen oder anderen nichtdeutschen Familien?» Nina Korn: «Von deutschen Kindern.»

---

<sup>1</sup> *die tageszeitung* vom 15.12.2007. [www.taz.de/nc/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=do&dig=2007%2F12%2F15%2Fa0005&src=GI&cHash=4f4d2c791d](http://www.taz.de/nc/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=do&dig=2007%2F12%2F15%2Fa0005&src=GI&cHash=4f4d2c791d)

<sup>2</sup> *die tageszeitung* vom 19.12.2011. [www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=bl&dig=2011%2F12%2F19%2Fa0087&cHash=fbf09b4afa](http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=bl&dig=2011%2F12%2F19%2Fa0087&cHash=fbf09b4afa)

Als ich im dritten Schuljahr war, war es selbstverständlich, daß wir fließend lesen und vorlesen konnten; im vierten Schuljahr hatten wir auch Fraktur zu lesen. Als ich aber in meiner mittleren Studienzeit einem jungen Hauptschullehrer bei einem Gespräch über Didaktik ganz locker sagte, letztlich lerne doch ein jeder lesen, widersprach er: seine Schüler könnten das nicht. Im Promotionsstudium war ich an Schulversuchen beteiligt, bei denen der eine Teil der Schüler in der Klasse Texte lesen und verstehen mußte (dem anderen Teil wurden Bilder vorgelegt). In dritten Klassen war der Versuch unmöglich, in vierten nur mit größter Einschränkung: die Kinder konnten kaum mehr lesen. Die *Moria* des Erasmus hätte es mittlerweile locker zur Klassenprima gebracht.

Im Promotionsstudium mußte ich noch einmal in einem Nebenfach, Pädagogik, eine Anfängervorlesung besuchen. Der Dozent bemühte sich, den Studenten den Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten zu erklären – offensichtlich war das nötig: «Halten Sie die Hand an den Kehlkopf, während Sie den Konsonanten aussprechen! Wenn Sie es zittern fühlen, ist der Konsonant stimmhaft, sonst stimmlos.» Aber er hatte es auch schon erlebt, erzählte er, daß jemand seiner Anweisung folgte – «te-e-e-e-ee» – und daraufhin «t» für stimmhaft erklärte.

Verblödet das Volk, verblöden selbst die Studenten?

Das Angebot des Buchhandels spiegelt die Verdummung wieder.

Als Jugendlicher suchte ich eine indoeuropäische Grammatik. Die kleinstädtische Buchhändlerin wußte Bescheid: sie bestellte mir die «Indogermanische Sprachwissenschaft» von H. Krahe aus der Sammlung Göschen. Die Bände dieser Sammlung stammten alle von renommierten Wissenschaftlern, es gab sie zu einem sehr günstigen Preis. Aus dem Bereich der Sprachwissenschaft besitze ich mittlerweile auch noch – unter vielem andern – die «Germanische Sprachwissenschaft» von H. Krahe & W. Meid, die «Romanische» von H. Lausberg und die «Slavische» von H. Bräuer.

In alter Zeit – die Sammlung Göschen gab es seit 1889 – umfaßte die Sammlung noch eine «Semitische Sprachwissenschaft» von C. Brockelmann und eine «Finno-Ugrische» von J. Szinyei (ich meine, einmal auch eine der Bantusprachen gesehen zu haben).

Nach 1970 wurde die Sammlung Göschen umgestaltet, die Hefte erhielten nun ein größeres Format; der Preis: nun fast das Doppelte eines früheren Dreifachbandes. Vor allem aber hörten sie auf, ein Angebot für interessierte Laien zu sein; es folgten nurmehr Bände mit sehr engem Thema für ein reines Fachpublikum. Die «Romanische» und die «Slavische Sprachwissenschaft» waren damals noch nicht vollendet; die «Romanische» wurde noch notdürftig zu Ende geführt (im letzten Teil, der Formenlehre, werden, anders als in der vorangehenden Lautlehre, fast nur noch die Schriftsprachen verglichen), die «Slavische» kam in der Formenlehre nicht mehr über die Substantive hinaus.

Mitte der neunziger Jahre wurde die Sammlung dann ganz eingestellt.

Heute werden vom Verlag die meisten dieser Bände angeboten, gebunden und als e-Buch. Damals kosteten die Hefte soviel wie normale Taschenbücher; der heutige Preis ist der 48fache des seinerzeitigen (allerdings nur broschierten) einfachen Bandes, der 30fache des Doppelbandes, der 22½fache des Dreifachbandes nach dem Stand von 1970. Daß der interessierte Laie sich daraus eine kleine Bibliothek zusammenstellt, ist somit nicht mehr möglich.

«Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen» heißt eine von Hans Lietzmann herausgegebene Reihe, deren Hefte nicht nur für Studenten eine Fundgrube waren, sondern auch für theologisch und altphilologisch interessierte Laien. Von Hans Lietzmann (& A. Adam) waren da «Liturgische Texte» zu finden, von der Didaché bis zu Theodor von Mopsvestia, die griechischen Texte im Original, die syrischen in deutscher Übersetzung, und Symbole der Alten Kirche, alle in der Originalsprache.

Die früheren preisgünstigen Hefte, die meisten zu einem einstelligen Preis, einige zu einem Pfennigbetrag, verschwanden bereits in den neunziger Jahren; heute sind sie leicht anti-

quarisch durchs Netz zu erhalten – damals waren sie das noch nicht.

Die meisten Hefte sind heute zwar in einer Neuausgabe erhältlich, jedoch, gebunden und als e-Buch, zum gleichen Preis wie die Götschen-Hefte; die Preissteigerung ist also entsprechend groß.

Ist der Wegfall dieser Reihen Symptom, verschwanden all diese Büchlein, weil die Zahl der Leser schwand? Oder fielen die Reihen betriebswirtschaftlichem Stumpfsinn zum Opfer? Jedenfalls: ihr Wegfall ist ein trefflicher Schritt zur Förderung der allgemeinen Ignoranz.

Vor einigen Jahren wurde der sogenannte «Bologna-Prozeß» in Gang gebracht, der seitdem den Studenten das Studium erschwert. Nun müssen diese Studenten den Ländern der «Europäischen Gemeinschaft» zuerst den Titel «bachelor» erlangen, um dann zum Erwerb eines vollwertigen Abschlusses als «master» zugelassen zu werden – oder auch nicht.

«Bachelor»? «Master»? Ungewöhnliche Ausdrücke – ist das etwa der Dialekt der Romagna? Nein, und es bedarf nur geringer Mühe, ihren wirklichen Ursprung zu erkennen: «bachelor» ist die englische Form von «baccalaureus», «master» die von «magister». Wir haben hier nichts anderes als in verfremdeter Form die seit annähernd einem Jahrtausend in Europa gebräuchlichen akademischen Grade. Wenn jemand die nicht kennt: der Grad eines Magisters war einige Jahrzehnte zuvor in Deutschland wiederbelebt worden, den des Bakkalaureus kennt der deutsche Bildungsbürger zumindest aus Goethes Faust (Der Tragödie II. Teil, II. Akt – «Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist»). Zudem wird er sich daran erinnern, daß der französische Abiturient den Titel «bachelier» erhält.

Daß Politiker ahnungslos sind, sinnlos Anglizismen dort einführen, wo entsprechende Wörter seit alters her bekannt sind, wird niemanden verwundern. Doch auch führende Leute der Universitäten, Rektoren etwa, haben sich für diese Reform engagiert.

Nicht nur das Volk ver dummt, auch die Elite der Universitäten beteiligt sich am Triumphzug der Dummheit. Und da es



ihnen mittlerweile an der Fähigkeit gebricht, mit sinnlos eingestreuten griechischen Floskeln zu prunken, begnügen sie sich heute mit der Flughafen-Sprache Englisch.

Sonderbarerweise hat allerdings die Verkürzung des Buchangebots – die «Semitische», die «Finno-Ugrische Sprachwissenschaft» – schon vor unserer Zeit eingesetzt, ein nur schwer erklärbares Phänomen.

Aber wie hätte ein Humanist der Renaissance über uns gedacht, wenn er in seinem pretiösen Latein mit uns geplaudert hätte? wie ein Gelehrter des Mittelalters, wenn er, das aristotelische Organum selbstverständlich sicher beherrschend, mit uns disputiert hätte?

Diese Fragen lassen sich glücklicherweise nicht mehr beantworten.

## **II. DAS WUNDER DER KOMMISSION**

Immer wieder erleben wir das: irgendetwas muß ganz neu gemacht, geregelt, geordnet werden. Man beruft dazu eine Kommission ein, diese wird mit erstrangigen Fachleuten besetzt, die gern auch gut honoriert werden. Oft vergeht dann ziemlich viel Zeit, gibt es aufwendige Sitzungen, und schließlich wird deren Werk der Öffentlichkeit vorgelegt.

Und da erleben wir mit großer Regelmäßigkeit das, was ich «das Wunder der Kommission» nenne: es werden, mit großem Anspruch, Ergebnisse vorgelegt, wie man sie einem Anfänger auf dem Gebiet schwerlich durchgehen ließe.

### **Die «Loccumer Richtlinien»**

In den sechziger Jahren wurde beschlossen, eine für katholische und protestantische deutsche Bibelübersetzungen gemeinsame Umschrift der Eigennamen einzuführen. So entstanden 1967 die «Loccumer Richtlinien».

Das Problem war zuvor, daß katholischerseits die Umschrift der griechisch-lateinischen Schreibung entsprach, protestantischerseits (grosso modo) es zwei Arten der Umschrift gibt: im Neuen Testament und den Makkabäerbüchern wird es ebenso gehalten wie in den katholischen Übersetzungen, im übrigen Alten Testament aber wird eine Umschrift des Hebräischen nach deutscher Schreibgewohnheit verwendet. Das Hebräisch, das die protestantischen Übersetzungen wiedergeben, ist jünger als das aus der Zeit des Neuen Testaments; darum heißt der Name, der im NT noch als «Mariam» und gekürzt als «Maria» erscheint, im protestantischen AT entsprechend späterer Aussprache «Mirjam».

Auffällig ist der Unterschied der Umschriften beim **Z**: in katholischer Schreibweise und im protestantischen NT wird dieser Buchstabe für stimmhaftes **S** verwendet, was auch schriftgeschichtlich richtig ist – das griechische Zeta und lateinische **Z** entspricht dem hebräischen Zain –; im protestantischen AT wird er statt dessen für emphatisches **S** verwendet, weil unter Juden, die nicht semitischer Muttersprache sind, Sade wie deutsches **Z** ausgesprochen zu werden pflegt. So kommt es, daß der gleiche Name in protestantischen Bibeln im Alten Testament «Sacharja», im Neuen «Zacharias» geschrieben wird.

Daß die Loccumer Richtlinien im wesentlichen dem protestantischen Gebrauch entsprachen, obwohl alles – die Einheit zwischen AT und NT, der der biblischen Zeit nähere Stand der Sprache, die internationale Vergleichbarkeit – für den katholischen sprach, ist nun keine Folge von Dummheit, sondern beabsichtigt: die katholische Fraktion der Bibelwissenschaftler wartete nur darauf, sich über den Tisch ziehen zu lassen, die protestantische wollte ihren Sieg auskosten.

Dummheit zeigt sich jedoch in den kleinen Konzessionen an die katholische Seite:

Als alttestamentliches Reservat für die katholische Schreibweise wurde ausgerechnet der Name «Ezechiel» gewählt – die protestantische Schreibweise ist «Hesekiel». Hebräisch heißt der Prophet «J'hezqi'el» (später dann nur noch «J'hezqel»), griechisch «Iezekiel». Das anlautende **J** ist im Lateinischen irgendwann verloren gegangen, doch finden sich noch ältere Schreibweisen wie «Hiezechiel». Auch im Syrischen

ist das **J** weggefallen, doch hier ist noch das **H** erhalten – der Name entspricht hier also der protestantischen Form «Hese-kiel». Lateinisches **Ch** vertritt ebenso wie das griechische Chi in der Regel hebräisches Kaph und manchmal auch Heth; in «Ezechiel» jedoch steht hebräisch Qoph und dementsprechend griechisch Kappa. Im Lateinischen müßte darum **C** stehen; doch im Spätlateinischen des IV. Jahrhunderts wäre in \*«Ezeziel» das **C** assibiliert worden («Esetschiel» in deutschen Ohren); um das auszuschließen wird sozusagen in frühitalienischer Orthographie, für Nichtitaliener aber verwirrend, «Ezechiel» geschrieben. Diese Schreibweise ist also in zweifacher Weise ungerechtfertigt; zudem muß man beachten, daß das **Z** hier wie NT, nicht wie sonst im AT auszusprechen ist.

Nicht übernehmen wollte man in die Richtlinien das völlig unbegründete **H** von «Hiob». Damit das Ergebnis aber nicht zu katholisch aussehe («Iob»), fügte man ein **J** ein. So kommt es, daß den Richtlinien nach für die genau gleiche Lautfolge einmal «io» geschrieben werden soll – «Zion» –, einmal «ijo» – «Ijob».

Allerdings geht die geschichtsfeindliche Tendenz der Loccumer Richtlinien auch über die traditionelle protestantische Schreibweise hinweg: **Th** und **Ph** sollten durch **T** und **F** ersetzt werden. Hier hat für einige besonders bekannte Namen das «Ökumenische Verzeichnis der biblischen Eigennamen nach den Loccumer Richtlinien» auch die traditionelle Schreibweise zugestanden – neben der Loccumer: auch «Mattäus» und «Matthias» sind vorgesehen (werden Deutsche dann wohl «Matzias» sagen?).

In der Zarenzeit wurde der Name «Foma» noch mit Theta («Fita») geschrieben; damals konnte ein Deutscher darin unschwer «Thomas» erkennen. Danach wurde dieser Buchstabe abgeschafft, durch **Ϡ** ersetzt. Wenn nun bei strikter Anwendung der Loccumer Richtlinien im Deutschen «Tomas» geschrieben werden sollte, so wird ein Deutscher kaum mehr die Möglichkeit haben, die Zusammengehörigkeit dieser Namensformen zu sehen.

## Die neue deutsche Rechtschreibung

Aber nicht nur im kirchlichen Bereich ist die Orthographie ein Paradiesfeld des Schwachsinn hochkarätiger Kommissionen: die neue deutsche Rechtschreibung bietet bemerkenswerte Beispiele. «Quentchen» wird nunmehr «Quäntchen» geschrieben: offenbar hat man angenommen, dieses Wort käme von «Quantum». Von einem etymologischen Wörterbuch kann man sich eines Besseren belehren lassen; doch auch ein gutes Lexikon genügt schon: ältere Formen sind «Quint» und «Quent». Warum diese Gewichtseinheit, ein Viertel Lot, «Quint» genannt wurde, ist eine Frage; daß aber «Quäntchen» von «Quint» und nicht etwa von «Quantum» kommt, ist klar.

«Rauh» hat sein **H** verloren, soll nun «rau» geschrieben werden; «roh» dagegen durfte das seine behalten. Umgekehrt wäre die Reform berechtigt; wer es nicht durchschaut, daß die Bezeichnung «Rauchwaren» (die bekanntlich keine Tabakwaren sind) von «rauh» abgeleitet ist, kann sich auch hier eines etymologischen Wörterbuchs bedienen: das **H** von «rauh» ist etymologisch begründet, das von «roh» nicht. War etwa kein solches Wörterbuch zur Hand? Auch ein Englisch-Wörterbuch reicht aus: «rauh» heißt dort «rough», «roh» aber «raw».

Daß «Spagetti», daß «Getto» statt «Spaghetti», «Ghetto» zu schreiben vorgeschrieben würde, wurde gerade noch abgewendet; aber jene Barbarismen bleiben zulässig (während «Container» mit seinem unhistorischen **A** alleingültig bleibt). Eine sinnvolle Reform dagegen wurde versäumt: «italienisch» wird im Deutschen stets «italiänisch» ausgesprochen – zu Recht, denn natürlich ist dieses Wort nicht von «Italien» abgeleitet, sondern von «italiano».

## Die neuen Übersetzung der liturgischen Texte

Die Übersetzungskommission für die neuen liturgischen Texte lieferte ähnlichen Stoff; der aber ist schon zuvor ausführlich erörtert worden. Ein einfaches Beispiel zur Erinnerung: «Deus Pater omnipotens» (durch drei Casus) wird in apostolischem Glaubensbekenntnis und Gloria an drei Stellen dreimal

verschieden übersetzt: «Gott, den Vater, den allmächtigen», «[zur Rechten] Gottes, des allmächtigen Vaters», «Gott und Vater, Herrscher über das All». Ein guter Lateinlehrer hätte einem Sextaner die erste dieser Übersetzungen schwerlich, die letzte sicher nicht durchgehen lassen.

Aber dieses Beispiel läßt erraten, wie es in solch einer Kommission zugehen mag: jeder darf einmal, wie wunderliche Gedanken ihm seine Profilneurose auch immer eingeben mag.

Im Gloria heißt es: «glorificamus te, gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam» – der Zusammenhang zwischen «glorificamus» und «gloriam tuam» ist eigentlich unverkennbar: «wir verherrlichen Dich, wir sagen Dir Dank ob Deiner großen Herrlichkeit» ist die hergebrachte Übersetzung. Nun aber heißt es: «wir rühmen Dich und danken Dir, denn groß ist Deine Herrlichkeit» – der Zusammenhang ist zerstört.

## **Die Neuordnung der Liturgie**

Ein schwieriges Problem stellt es dar, das Geflecht von Kommissionen zu durchschauen, welche in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Liturgie neu ordneten. Es wäre leicht, ganz vieles der neuen Ordnungen als Dummheit einzustufen. Doch damit täte man in manchem den Kommissionen Unrecht. So war etwa der Abbau der Beteiligung des Volkes, die ein Prinzip der Liturgischen Bewegung gewesen und unter der Bezeichnung «actuosa participatio» in die Konstitutionen des II. Vaticanum eingedrungen war, keine Frucht der Dummheit und der menschlichen Arbeit; vielmehr war dieser Abbau der «participatio» gewollt, wie an anderer Stelle gezeigt sei.

Doch gibt es auch für Dummheit genügend Beispiele. Ein erstes liefert bereits das Schuldbekennnis. In seiner überlieferten Form bekannte man Gott die Sünden, dann Engeln und Heiligen, dann der Priester dem Volk, das Volk dem Priester; sodann wurde Fürbitte erbeten von Engeln und Heiligen, dann vom Volk, vom Priester – und dieses zunächst, dieser dann antwortete darauf laut. Nach der Reform jedoch werden die Sünden nur noch Gott und den Brüdern und Schwestern bekannt; die Engel und Heiligen aber, die hier übergangen wer-

den, werden dann nach wie vor um Fürbitte angegangen (und diese Fürbitte spricht dann nur noch der Priester). «Ut sana traditio retineatur et tamen via legitimae progressioni aperiat, de singulis Liturgiae partibus recognoscendis accurata investigatio theologica, historica, pastoralis semper praecedat», hatte das II. Vaticanum angeordnet (Sacrosanctum concilium §23). Hätte die Kommission diese Vorschrift beachtet, aber dennoch durchaus die gute überlieferte Form beschneiden wollen, so hätte sie gesehen, daß in den ältesten Quellen es umgekehrt ist: man bekannte die Sünden auch den Engeln und Heiligen; doch um Fürbitte gebeten wurde nur der, der dann auch laut antwortet: nicht die Heiligen, nur das Volk vom Priester, dann der Priester vom Volk.

Zur Opferung wurden neue Gebete eingeführt, die sich an jüdische Segenssprüche anzulehnen suchten. Die jüdische Formel sagt: «der Du die Frucht des Weinstock schaffst; «. de tua largitate accepimus vinum, ... , fructum vitis et operis manuum hominum» heißt es nun, in der sehr freien deutschen Übersetzung: «Du schenkst uns den Wein, die Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit». Natürlich wird die eigentliche Aussage, nämlich daß Gott es ist, der die Gaben schafft und schenkt, konterkariert durch «und der menschlichen Arbeit»; das aber ist nicht Schuld einer Kommission – Papst Paul, wird berichtet, wollte es so. «Den Wein, die Frucht des Weinstocks» ist ein Pleonasmus: nicht elegant, aber auch nicht schlimm.

Beim Brot aber heißt die jüdische Formel: «der Du Brot hervorbringst aus der Erde»; daraus wurde nun: «panem, ... , fructum terrae et operis manuum hominum – das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit». Eine Dummheit: «Frucht der Erde» ist im jüdischen Sprachgebrauch Kraut; zu Pesach wird beim Sedermahl ein Kraut gesegnet, Petersilie etwa: «der Du die Frucht der Erde schaffst» (der Unterschied zwischen ארץ und אדמה bleibt auch in jüdischen Übersetzungen unbeachtet).

Als Surrogat der «participatio» erscheinen in der Liturgie nun einige mehr oder weniger passende Floskeln für das Volk; so wurde aus der Jacobus-Liturgie «Deinen Tod, o Herr, verkünden wir ...» übernommen, das dort nach dem «Dies tut zu

meinem Gedächtnis ...» folgt, mit welchem die Worte über den Kelch schließen.

Andererseits gab es lange schon ein Unbehagen gegen die Worte «mysterium fidei – Geheimnis des Glaubens» bei der Wandlung, Worte, die zeigen, daß es sich eben nicht um einen Abendmahlsbericht handelt, sondern um ein Gebet, in dem freilich vom Abendmahl die Rede ist. Dieses Unbehagen führte zu der Vorstellung, «mysterium fidei» sei ursprünglich ein eingeschobener Zuruf des Diakons ans Volk gewesen, eine Vorstellung, die Joseph Andreas Jungmann<sup>3</sup> bereits widerlegt hatte. Dieser längst widerlegten Vorstellung zuliebe nahm man nun das «mysterium fidei» heraus aus den Worten über den Kelch, übertrug es dem Diakon und beachtete dabei nicht, daß man durch diese Reform den Sinn der anderen zerstörte: «Deinen Tod, o Herr» folgt nun nicht mehr auf «Tut dies zu meinem Gedächtnis», wozu es gehört, sondern ohne deutlichen Zusammenhang auf «Geheimnis des Glaubens».

In «Témoignages et souvenirs» hat Bernard Botte die Geschichte der Liturgischen Bewegung und auch die jener Kommissionen geschildert (Le mouvement liturgique. Paris 1973) – er selber gehörte der Kommission für die Weiheriten an. Bernard Botte hatte großes Verständnis für Liturgie, Sinn für die Tradition, tadelte die Abschaffung des Subdiakonats (p. 176-8); er wandte sich immer wieder entschieden gegen jedes *Arbitraire*, gegen Beliebigkeit oder Willkür. Doch in der Kommission versagt seine Urteilskraft – es ging um die Admonitionen (allocutions): «Warum hat dieser [Durand von Mende, der mutmaßliche Verfasser dieser Admonitionen] es vernachlässigt, eine für die Bischofsweihe zu machen? Man weiß darüber nichts» (p. 168). Und um das Scrutinium, die Glaubensprüfung und das Bekenntnis des Kandidaten bei der Bischofsweihe: «Es schien uns, daß solch ein Scrutinium auch nützlich sei für die Weihe des Priesters und des Diakons» (p. 170). Entgangen ist der Kommission ein einfacher Gedanke: die Weihegrade bis hinauf zum Priester sind dem Bischof untergeordnet, müssen belehrt werden; der Bischof ist in herausgehobener Weise ei-

---

<sup>3</sup> Missarum sollemnia II. Wien 1962<sup>5</sup>, S. 249: «.. ist leider nur Poesie, nicht Geschichte».

genverantwortlich, er wird nicht mehr belehrt, stattdessen muß jedoch der Kandidat zuvor besonders seine Glaubenstreue zeigen und bekräftigen.

## Das GL

Der Kommission, die die Lieder fürs «Gotteslob» ausgewählt und umgedichtet hat, gehörten angesehene Leute wie Marie-Luise Thurmair und Cordelia Spaemann an. Das Ergebnis lieferte schon des öfteren Stoff, sich zu entsetzen<sup>4</sup>.

Aber es wäre voreilig, schlechten Geschmack als Dummheit zu verstehen. Ein Lied ist da bezeichnend. Im GL findet sich ein recht banaler Text (Nr. 533):

*Dir Vater Lobpreis werde und Dank für Wein und Brot; / sie sind die Frucht der Erde und unsrer Müh und Not. / Nimm an, Herr, Brot und Wein, die wir zum Opfer geben; / laß Speise sie zum Leben und Dank zum Heile sein.*

Die Verfasserin: Marie Luise Thurmair 1973 – offenbar während ihrer Arbeit in der Kommission nebenbei geschrieben.

Im Anhang des Laudate von 1963 findet sich für dieselbe Melodie ein anderer Text zur Opferung (Nr. 306):

*Nun bringen wir die Gaben, das Brot und auch den Wein; / was wir bereitet haben, wird bald das Opfer sein. / Erhebet das Gemüt, begreift, was nun geschieht: / der Tod des Herrn sich unter uns vollzieht.*

*Was wir an Gaben bringen, will auch ein Zeichen sein, / daß wir vor allen Dingen uns selbst Dir, Vater, weihn. / So laß uns vor Dir stehn, mit Deinem Sohn eingehn / in seinen Tod und in sein Auferstehn.*

Keine große Dichtung, aber doch ein solides Kirchenlied. Die Dichterin: M. L. Thurmair 1943.

Warum diese Umdichtung? Dummheit oder ideologische Gründe sind nicht zu erkennen; hier scheint schlechter Geschmack an sich beabsichtigt zu sein.

---

<sup>4</sup> W.H.W: Schönheit und andere Möglichkeiten. E&E 2 (1997), S. 2-14 – Erlebte Liturgiegeschichte. E&E 3 (1998), S. 8-19 – Steifzüge durch EÜ und GL. E&E 14 (2009), S. 33-42.



Der aber erklärt nicht gewisse Besonderheiten der Sanctus-Vertonungen. Im liturgischen Text hieß es stets und heißt es auch in der deutschen Fassung: «Erfüllt sind Himmel und Erde von *Deiner* Herrlichkeit» – im zugrundeliegenden Jesaja-Text stand: «.. alle Erde von *seiner* Herrlichkeit». Die deutschen Liedfassungen folgen dem liturgischen Text – nur GL 481 klinkt sich aus mit der grundlosen Mischversion «Erfüllt sind Himmel und Erde von *seiner* Herrlichkeit».

Im liturgischen Text ist «Hosanna in excelsis» richtig übersetzt: «Hosanna in der Höhe» (Nr. 360, 2). So heißt es auch in den meisten Liedfassungen des Sanctus sowie in der Palmenweihe (Nr. 198, 1). Doch in GL 491 ist plötzlich «Hosanna» ersetzt durch «Hosianna».

Dieses Lied ist nicht neu im katholischen Raum, es stand, in etwas opulenterer Gestalt, schon unter den Einheitsliedern der nordwestdeutschen Diözesen; dort aber hieß es noch richtig «Hosanna», so wie beim Einzug Christi in Jerusalem gesungen wurde (Matth. 21, 8 f.; Marc. 11, 8 f.; Joh. 12, 13).

Seine Ankunft wurde vom Volk gefeiert mit einem Ritus des Laubhüttenfestes — ähnlich wie die Wiedereroberung Jerusalems durch die Makkabäer (I. M. 13, 51), wie die Tempelreinigung (II. M. 10, 6 f. — daher kommt das Fest Hanukka). Zum Ritus des Laubhüttenfestes aber gehört der Ruf «Hosanna», genauer «Hôša'na», nicht das «Hosianna» («Hôši'a-nna») des 118. (117.) Psalms. {Siehe auch: Wilfried Habelberg-Weyandt: Jüdisches Erbe im christlichen Gottesdienst und islamischer Widerhall (E&E 4/99)}

Warum hier plötzlich Hosianna? Weil es so in der protestantischen Tradition gesungen wird, so in der Quelle, im «Choralbuch Steinau» (das, glaube ich, seit mehr als hundert Jahren kein Mensch mehr zu Gesicht bekommen hat) steht? An anderen Stellen geht das GL weniger rücksichtsvoll um mit protestantischen Quellen – man vergleiche etwa «Sonne der Gerechtigkeit im GL (644) mit dem älteren Text – einer kunstvollen Kollage – im EKG (218; EG: 262 – 263).

In GL 441 heißt es: «Hosanna dir in der Höhe» da. «Hosanna» bedeutet «Heile doch», «Rette doch» oder «Schenk doch Heil». Hier wird also gesungen: «Schenk dir doch Heil in der Höhe!»

«Ich steh vor dir mit leeren Händen» beginnt ein Lied im GL (621). «Mit leeren Händen» aber steht in den gebräuchlichen deutschen Bibelübersetzungen für םיקי – «Und man soll nicht mit leeren Händen vor meinem Angesicht erscheinen» heißt es in der Elberfelder (Ex. 23, 15; 34, 20; Deut. 16, 16), ähnlich in der Luther- und der Einheitsübersetzung. Was im Alten Testament untersagt wird, wird hier also nun besungen. Das Lied geht zurück auf Huub *Oosterhuis*; *doch in dessen niederländischem Text «Ik sta voor U in leegte en gemis»* gibt es diese Peinlichkeit nicht.

Den Rufen vorm Evangelium weist das GL (355, 5) eine Variante des römischen Evangelientons zu, für den Ruf danach aber eine des Kölners. In welchem Ton nun soll der Diakon oder der Priester das Evangelium singen? «Wo nach dem Evangelium ein Zuruf der Gemeinde üblich ist» (GL *ibid.*), wird es einen Mißklang geben: singt er es nach dem römischen Ton, wird sich am Schluß, singt er es nach dem Kölner, wird sich zu Beginn ein Bruch ergeben.

Es ist nicht so, daß in einer Kommission die Mitglieder alle ihre Urteilskraft verlören – Cordelia Spaemann (sie war die Frau des Philosophen) entsetzte sich schließlich öffentlich über die Arbeit der Kommission, der sie angehört hatte. Aber Geschmack und Urteilskraft scheinen in einer Kommission wenig Gewicht zu haben gegenüber der kritischen Masse von Modehörigkeit, individuellen Profilierungswünschen und enthemmter Lust an der Macht, wenn man feststellt, daß man willkürlich ändern kann, was bisher feststand.

### III. INTERVIEW MIT EINEM INTELLIGENTEN ATHEISTEN

Herr NN., Sie sind Atheist, stören sich aber an der Dummheit des heute verbreiteten Atheismus?

Der Atheist: *Ja! Ständig bezeichnen sich Menschen als Atheisten, und in Wirklichkeit vertreten sie einen Kryptotheismus. Anmerken muß ich freilich, daß ich mich jetzt in der Mythologie des Atheismus bewege, noch nicht wirklich atheistisch rede.*

Mythologie des Atheismus – was heißt das?

Der Atheist: *Gedulden Sie sich bitte noch ein wenig; ich werde noch etwas ausholen müssen, um das klar zu machen.*

Gut; dann erklären Sie bitte, was Sie unter Kryptotheismus verstehen!

Der Atheist: *Ich unterscheide einen einfachen Kryptotheismus und einen Kryptotheismus zweiter Ordnung. Einfacher Kryptotheismus ist es, wenn mit beseelten Menschen, überhaupt beseelten Wesen gerechnet wird. Eine Seele als Trägerin des Bewußtseins, des Willens: woher sollte sie kommen können? «Nemo dat, quod non hat» heißt es zu Recht. Wer eine Seele annimmt, muß entweder ihr selbst göttliches Wesen zuschreiben – sie existiere aus sich selbst – oder für sie einen Schöpfer voraussetzen, der selber über die Eigenschaften verfügt, die er ihr vermittelt – also wiederum: ein göttliches Wesen.*

Nun geht aber kaum ein heutiger Atheist von der Existenz immaterieller Seelen aus. Der moderne Atheist ist Materialist; das Seelenleben betrachtet er als Epiphänomen materieller Vorgänge.

Der Atheist: *Dies nenne ich Kryptotheismus zweiter Ordnung. Welch absurde Vorstellung: da wäre ein bewußtes Wesen, das die Welt bewußt wahrnimmt, aus diesen Wahrnehmungen schließt, daß es nur das gibt, was es wahrnimmt, die Materie eben, daß es selber aber in sich gar nicht existiert, nur als äußerer Schein vorhanden ist. Und aus dieser Vorstellung, daß es selbst eigentlich gar nicht existiert, macht dieses Wesen eine Weltanschauung, die es mit Eifer propagiert. Soll ich jemandem glauben, der mir klar machen will, daß es zwar*

*nicht ihm selbst gibt, wohl aber das, was er wahrzunehmen meint, daß seine Schlüsse aus seinen vorgeblichen Beobachtungen rational seien, obwohl er selber gar nicht existiert?*

Vorhin sagten Sie: Wer eine Seele annimmt, muß ihr entweder göttliches Wesen zuschreiben oder für sie einen Schöpfer voraussetzen. Das klingt nach dem traditionellen kosmologischen Gottesbeweis – und der aus dem Mund eines Atheisten?

Der Atheist: *Wohlbedachter Atheismus darf nicht achtlos in die Falle des wohlbekanntes Gottesbeweises gehen; oder, etwas förmlicher formuliert, er darf nicht die Voraussetzung anerkennen, unter der der Gottesbeweis greift – darum muß ihn der Atheist vor Augen haben.*

Aber sind die Gottesbeweise nicht längst von Kant widerlegt?

Der Atheist: *Kant versucht, den «kosmologischen» Gottesbeweis, um den allein es geht, auszuhebeln, indem er ihn unter die «Blendwerke im Schließen» zählt. Doch es ist Kant selber, der da ein Blendwerk in Szene setzt: er fordert dem kosmologischen Gottesbeweis als scheinbar selbstverständlich das Beweisthema des ontologischen Gottesbeweises ab, den Beweis nämlich eines «schlechterdingsnotwendigen» Wesens – und zu diesem Thema muß dann eben der ontologische Beweis mit herangezogen werden, der in der Tat unzureichend ist, wie Kant dann bekräftelt<sup>5</sup>. Doch der kosmologische Gottesbeweis postuliert nichts «Absolutnotwendiges», sondern absolutes Sein, sagt also einfach, daß, wenn es etwas gibt, es dann auch etwas geben muß, was von nichts anderem verursacht worden ist, was also «a se», aus sich selbst existiert.*

---

<sup>5</sup> Kant: Kritik der reinen Vernunft. I. Transzendente Elementarlehre / Der transzendentalen Elementarlehre zweiter Teil: Die transzendente Logik / Der transzendentalen Logik zweite Abteilung: Die transzendente Dialektik / Der transzendentalen Dialektik zweites Buch: Von den dialektischen Schlüssen der reinen Vernunft / Des zweiten Buchs der transzendentalen Dialektik drittes Hauptstück: Das Ideal der reinen Vernunft / Des dritten Hauptstücks fünfter Abschnitt: Von der Unmöglichkeit eines kosmologischen Beweises vom Dasein Gottes.

*Sonderbarerweise fügte Kant die Erklärung hinzu, daß es nicht berechtigt sei, «von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe über einander gegebener Ursachen in der Sinnenwelt auf eine erste Ursache zu schließen». Was besagt diese Unmöglichkeit denn sonst? In der Tat kann es, wie Kant auch an anderer Stelle feststellt<sup>6</sup>, keinen «Regressus in infinitum», keinen unendlichen Regreß geben – mathematisch eine Selbstverständlichkeit: Unendlich ist keine Zahl, eine Folge kann zwar ins Unendliche weiterschreiten, aber keine unendliche Zahl von Vorgängern zur Voraussetzung haben – als sei dies das unendlichste Glied, und dann folgte das unendlich-plus-erste: mathematischer Unfug.*

*Kant schien zu ahnen, worum es im kosmologischen Beweis eigentlich geht; darum verwahrt er sich mit dieser Erklärung gegen diesen eigentlichen Beweis. Doch eine Erklärung ist kein Argument; sie zeigt nur, daß Kant weiß, daß seine „Widerlegung“ nicht den eigentlichen kosmologischen Beweis trifft und daß er dagegen kein wirkliches Argument hat.*

*Also, auch wenn Kant es zu vernebeln sucht: in einer Reihe von Ursachen gibt es notwendigerweise eine erste Ursache; wenn es etwas gibt, gibt es notwendigerweise etwas, was von nichts anderem verursacht ist: das «ens a se» des traditionellen Gottesbeweises.*

Wie nun soll es der Atheismus anstellen, nicht in die Falle des Gottesbeweises zu gehen?

Der Atheist: Die Antwort hat schon Georgias gegeben: Es gibt nichts.

*Und wenn er hinzufügte: «Und gäbe es doch etwas ...» und «Und wäre es doch ...», so sind das Spielereien, die nur zeigen, wie unsinnig der Versuch einer Widerlegung wäre.*

*Das nun ist die Grundlage eines folgerichtigen Atheismus: Es gibt nichts. Und nun verlasse ich die Mythologie des Atheismus: weil es*

---

<sup>6</sup> Ganz ausdrücklich in *Der transzendentalen Dialektik* zweitem Buch: Zweites Hauptstück: Die Antinomie der reinen Vernunft / Der Antinomie der reinen Vernunft zweiter Abschnitt: Antithetik der reinen Vernunft / Erster Widerstreit der transzedentalen Ideen.

*nichts gibt, nie etwas gegeben hat, hat es natürlich auch Kant, auch Gorgias nicht gegeben.*

Also ist alles Illusion?

Der Atheist: *Es gibt keine Illusionen. Es gibt nichts, also auch niemanden, der sich Illusionen machen könnte.*

Es ist also schlicht ein Irrtum, wenn ich denke, es gäbe mich.

Der Atheist: *Damit tappen Sie in die Falle, die Descartes dem Atheismus zu stellen suchte – aber jetzt bin ich wieder in die Mythologie des Atheismus geraten. Sei's drum: wenn Sie sich irrten, hieße das, Sie dächten, wenn Sie dächten, hieße das, es gäbe Sie: «Cogito, ergo sum.» Dann – ich wiederhole mich: dann gäbe es auch ein göttliches Wesen, die Sie geschaffen hat, oder Sie selber wären göttlich. Gut atheistisch ist festzustellen: es gibt Sie nicht, darum denken Sie auch nicht, darum irren Sie auch nicht.*

Und was ist dann mit diesem Interview?

Der Atheist: *Es gibt kein Interview. Es gibt Sie nicht, es gibt mich nicht, also gibt es auch kein Interview.*

Also: es gibt nichts – und Ende?

Der Atheist: *Es gibt kein Ende, denn es gibt nichts, was ein Ende haben könnte.*

## DIE NEUERE GESCHICHTE DER «ACTUOSA PARTICIPATIO»

«Der Rhein fließt in den Tiber» – hat ein Deutscher den Ausdruck «actuosa participatio» formuliert?

Ein Prinzip der Liturgischen Bewegung war die Beteiligung des Volks an der Liturgie, die unter dieser Bezeichnung in die Konstitutionen des II. Vaticanum eingedrungen war.

Was ist daraus geworden?

In der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts hatte sich im Zug dieser Bewegung eine differenzierte Ordnung für die Beteiligung des Volkes ausgebreitet, die nach diesem Konzil weitergeführt worden war. Doch wurde demgegenüber seit der Neuordnung zu Beginn der siebziger Jahre die Beteiligung des Volkes wieder deutlich eingeschränkt: vieles, was gebräuchlich geworden war, wurde nicht einbezogen und fiel dann weg. Es entstand nun zwar einerseits ein sehr aktiver Paraklerus von beauftragten (nicht geweihten) Lektoren und sonstigen Laien de luxe vorn im Altarraum, andererseits aber für das Volk hinten im Kirchenschiff wurde die eigentliche «participatio» verringert; als deren Surrogat wurden nun für das Volk einige mehr oder weniger passende Floskeln in die Liturgie eingestreut.

Will man die Beteiligung des Volkes vor und nach der Neuordnung vergleichen, so kann man nur ganz partiell die liturgischen Bücher heranziehen: das tridentinische Missale gibt wenig Hinweise. Es war ein Buch für den Gebrauch des Priesters; die Rubricae generales Missalis (XVII, 2) ordnen immerhin an, daß die «circumstantes» in der Privatmesse außer beim Evangelium knien – wer damit gemeint ist, ist zwar nicht ganz eindeutig, doch wurde es schließlich auf alle Laien bezogen: eine Rubrik, die der «participatio» wenig förderlich war.

Partiell aber zeigt doch schon der Vergleich des tridentinischen Missales mit dem «Novus Ordo Missae die restriktive Entwicklung.

Im Rahmen der Gemeinschaftsmesse war es gebräuchlich geworden, die von den Ministranten gesprochenen Texte vom ganzen Volk sprechen zu lassen. Besonderes Gewicht wurde dabei auf das Schuldbekenntnis während des Stufengebets gelegt. Im Hochamt war das wegen des Introitus-Gesangs unmöglich: laut Bernard Botte (*Le mouvement liturgique*, p. 104) ein bedeutsames Motiv für die Reform der Meßliturgie, das Bekenntnis auch hier für das Volk zu öffnen. Beim überlieferten Schuldbekenntnis sprach zuerst der Priester sein Bekenntnis, das Volk<sup>7</sup> sprach für ihn die Vergebungsbite; sodann sprach es sein eigenes Bekenntnis, nun der Priester die Vergebungsbite für das Volk. Im *Novus Ordo Missae* aber wurde das Schuldbekenntnis des Priesters und die Bite des Volks für ihn gestrichen: das Volk bekennt nur, allein der Priester spricht noch eine Vergebungsbite.

In der überlieferten Liturgie der Osternacht, der Pfingstvigil und der Quatembersamstage (außer nach Pfingsten) sowie gelegentlich mittwochs in Fastenzeit und Quatember wurden nach jeder Lesung vor dem anschließenden Gebet alle aufgefordert, niederzuknien: «*Flectamus genua*». Das ist im *Novus Ordo* weggefallen.

Als die eine Ausnahme ließe sich der Friedensgruß anzuführen. Doch er erscheint eher als Einschub in die Liturgie denn als ihr zugehörig: sein Ritus bleibt so unbestimmt, daß er sich schnell zu einem ganz banal-alltäglichen Rundum-Händeschütteln entwickelte ohne erkennbare gottesdienstliche Dimension. Man vergleiche ihn mit dem Friedensgruß des Volkes in der armenischen und der syro-antiochenischen Kirche: dort kommt er vom Altar, vom Priester, es gibt ihn weiter, wer ihn zuvor empfangen hat, ohne zielloses Rundum: echte «*participatio*».

---

<sup>7</sup> So grundsätzlich im Stundengebet in Komplet und Prim; in der Messe die Ministranten, soweit nicht die Liturgische Bewegung eingegriffen hatte.



Diese restriktive Tendenz, im Novus Ordo nur in wenigen Punkten eindeutig, wurde aufgenommen, wurde weitergeführt.

Die Ordnung für die Beteiligung des Volkes, die sich in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts ausgebreitet hatte, war in Deutschland, schwarz auf weiß (oder gern auch rot auf weiß) in den diözesanen Gebet- und Gesangbüchern sichtbar geworden, die seit den späten vierziger Jahren erschienen waren. Diese lassen sich mit dem «Gotteslob» vergleichen, das in den siebziger Jahren erschienen ist.

In ihm zeigt sich das geschwundene Interesse an «participatio» darin, daß, anders als in den früheren Gebetbüchern, in der Meßordnung keine Hinweise für die Körperhaltung der Laien mehr gegeben werden; nur im Credo fordert es noch beim «Et incarnatus est» zur Verbeugung auf – zuvor kniete man nieder, was nun nur noch an Weihnachten und Verkündigung des Herrn gilt (GL 356). Doch beim gesungenen lateinischen (GL 423) wie deutschen Credo (GL 449) fehlt der Hinweis; im übrigen ist diese Gelegenheit zur «actuosa participatio» weitestgehend hinfällig, weil beim Apostolischen Glaubensbekenntnis, das an Stelle des «Großen» gesprochen werden kann (GL 356), im GL (2, 5) – anders als im Deutschen Meßbuch! – keine solche Verbeugung erwähnt wird (und weil in der real existierenden Pfarrliturgie das Glaubensbekenntnis meist durch irgendwelche Lieder ersetzt wird). Das dreifache Kreuzzeichen vor dem Evangelium erwähnt das GL (355, 5) nur noch für Diakon oder Priester; freilich beteiligen sich hieran so wie zuvor auch heute noch oft die Laien.

Auch zur inneren Teilnahme trägt das GL wenig mehr bei: lateinische Meßgesänge gibt es noch (376-424); doch anders als zuvor sind ihnen keine deutschen Interlinear-Übersetzungen mehr beigegeben. Schwerlich wird jemand annehmen, daß seit den sechziger Jahren die Lateinkenntnisse des Volks so zugenommen hätten, daß solche Übersetzungen nicht mehr notwendig wären.

Die Zeichen der Zeit wurden erkannt (allerdings nicht so, wie das Evangelium es meint), in der real existierenden Liturgie ist noch vieles mehr an Beteiligung des Volkes weggefallen: man kniet hierzulande kaum noch zum Kommunionempfang, zum Segen, nicht immer mehr zur Wandlung; man steht oft

zum Gabengebet nicht mehr auf, setzt sich zur Passion (setzt sich, nachdem man zum vorausgehenden Gesangsstück aufgestanden war). Man schlägt sich beim «Lamm Gottes», beim «Herr, ich bin nicht würdig» nicht mehr an die Brust, bedeckt nach dem Kommunionempfang nicht mehr mit den Händen die Augen – dies war ein ganz eigenständiger Ausdruck der Volksfrömmigkeit, ohne Vorbild im Ordo Missae. Die Kniebeugen, die, wenn man durch die Kirche ging, zeigten, daß man getragen war vom Bewußtsein, im Hause des Herrn zu sein, sind im Schwinden. In manchen Pfarrkirchen ging diese Tendenz zur Passivität der Gemeinde so sehr weiter, daß die Kniebänke beseitigt wurden.

Wieso dieser Abbau? Die Antwort geben Karl Rahner und Herbert Vorgrimler in ihrem «Kleinen Konzilskompendium» (Freiburg 1967). Karl Rahner pflegte eigentlich die Rede vom «Volk Gottes»; nun aber ist zu lesen (S. 40): «.. jene Schichten des viel zitierten und vielfach überschätzten „gläubigen Volkes“ [(die folgenden Relativsätze bieten Injurien gegen Gläubige unsrer Art)]. Es handelt sich um jene Schichten, denen die Heilssorge der Kirche zwar immer zu gelten hat, die aber keinesfalls zum Maßstab kirchlichen Selbstvollzugs gemacht werden dürfen ...». Er pflegte die Rede vom «mündigen Christen»; nun aber werden die, die sich der Bevormundung verweigerten, «diese Wortstarken und teilweise Einflußreichen, aber in der Humanität gescheiterten Randfiguren der Kirche» (ibid.) genannt.

Das Volk begann zu nerven, es wurde den für die Reform verantwortlichen Kleriker zuviel an «actiosa participatio»; so wurde die «participatio», in einschlägig veränderter Form, an eine auserlesene Schar von Laien de luxe delegiert, das gläubige Volk aber wurde zum Publikum.

## **Præfatio**

Florem egregiam inveni latentem in latitudine immani balatus [an quid aliud vox significat «blog»?] Thomæ Oecodomontis et eripui, plantavi eam in hunc libellum, ut nobis enarrat libertatem habitantem in Ecclesia.

Nihil tale antea erat pactum; sed ecce: pleraque articula hujus libelli tractant libertatem.

Accidit autem libertati quod his, quæ laudanda, atque his, quæ refutanda sunt, pariter parat spatium.

Propterea aliis articulis longis miseramur talia adversa, et imprimis res, quæ quamquam lectoribus libellorum «Ewald & Ewald» totatiter aliena, tamen nobis minime procul est, nos obsidet: de stultitia, quam laudare sicut olim Thomas Morus jam dudum non quisquam, ut mihi videtur, auderet insolenter.

Valete omnes!

*W. H. W*

# Ewald & Ewald

## Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 17

3. Oktober 2012

Am Fest der heiligen Ewalde (niger albusque), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken

Graphik: pro manuscripto gedruckt

*THOMAS BAUMANN*

Wo wohnt die Freiheit in der Kirche? 2

*ULRICH TERLINDEN*

Gottes Sohn 4

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

Freiheit 14

*THOMAS BAUMANN*

Ein Heiliger zündelt 17

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

Der Triumphzug der Dummheit 20

I. Verdummt das Volk? 21

II. Das Wunder der Kommission 25

III. Interview mit einem intelligenten Atheisten 35

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

Die neuere Geschichte der «actuosa participatio» 39

praefatio 43

Unser Spendenkonto: Orietur Occidens

Kto.-Nr.: 22 094 300 • Darlehnskasse Münster eG. • BLZ: 400 602 65

Sie finden uns internett unter [www.occidens.de](http://www.occidens.de)